

I.

Erinnerung an den seligen Dr. Joseph Pleß.

Wenn man zu dem Portale eines hohen Domes hinaufsteigt, so zeigt sich dem Auge vor allem über demselben die hehre Inschrift: D. O. M., zum Zeichen, daß dieses Gebäude dem Herrn der Welten gegründet worden, daß alle Gebete, die da aus dem Munde des gläubigen Volkes emporsteigen, ihm gelten sollen, dem Höchsten und Größten. Aber an den Seiten des Thores oder neben jenen Weiheworten sind hohe Bildsäulen gleichsam als Wächter hingestellt, welche jene darstellen, die entweder hier selbst zuerst das Christenthum verkündet, den ersten Grundstein zum Baue desselben gelegt haben, oder deren Fürbitte das Volk ganz besonders vertraut, deren Tugenden ihm zum Muster und Vorbilde dienen. So stehe denn auch bei gegenwärtigem Unternehmen die Inschrift: Deo Optimo Maximo, an der Spize, und, wenn es erlaubt ist, obiges Bild hier weiter anzuwenden, mögen als Wächter am Eingange zwei Männer stehen, die in unserem Vaterlande uns zuerst mit ähnlichen Bemühungen vorangegangen und die beste Kraft ihres Geistes diesem ihren Werke gewidmet haben. Es sind diese — Joseph Pleß und Franz Freindaller.

Durch diese Huldigung in den ersten Blättern unserer Zeitschrift wird vor allem ein Alt schuldiger Pietät geübt, zugleich aber auch der Geist bezeichnet, der

in gegenwärtiger Zeitschrift der herrschende seyn soll, der Faden, der an die früheren Gespinnste angeknüpft, nun mit Gottes Hülfe von trennen und fleißigen Händen fortgesponnen werden soll, so lange es sein Wille ist. Der Zeit nach näher steht uns Plez und sein Wirken, der Eertlichkeit näher Freindaller mit seiner allbekannten Monat = später Quartalschrift. So wie wir dem letzteren mit nächsten ein ehrendes Denkmal setzen wollen, so seyen dem ersten in unsern ersten Blättern Worte der Erinnerung geweiht. Ein Lebensumriß dieses Mannes ist bereits in den Händen des Publikums, bearbeitet von Dr. Sebal. Sein äußeres Wirken ist bekannt genug. Hier soll nur aus vorliegenden Briefen des Verewigten Einzelnes hervorgehoben werden, was ein helles Licht auf seine Gesinnung, Denkweise und Gemüthsart wirft, also genauer den Mann selbst bezeichnet, der als Priester und Förderer theologischer Wissenschaft die Huldigung jedes guten Katholiken und insbesondere jedes Österreichers verdient.

Es kommt viel auf den Endzweck an, den der Mann in seinem Leben verfolgt und dieser spricht sich bei festen Naturen, die nicht in den Tag hineinleben, und nicht von äußeren Umständen sich bestimmen lassen und daher ihr Ziel nicht wechseln, gern in irgend einem Wahlspruch aus. Was war nun der Wahlspruch des Seligen? Er hieß: Ut in omnibus glorificetur Deus. Alle seine Arbeiten, sein so vielfach bewegtes Leben, Alles stellte er Gott anheim: „Mir geht es sonderbar in meinem Geschäfte,“ schreibt er bald nach dem Austritte eines neuen Amtes, deren er so viele hatte, „weil ich noch nicht recht orientirt bin. Doch ruhig. Wird alles werden. Trost habe ich, weil die Guten sich freuen und glauben, so sey es gut. Gott weiß es, nur seine

„Ehre suche ich.“ Den Ruhm seiner schriftstellerischen Arbeiten, wodurch er viel Gutes stiftete, brachte er Gott zum Opfer. „Ich beschäftige mich“, schrieb er einst, „in Nebenangenblicken mit den Paar bewußten Predigten. Die Nachfrage nach den gedruckten ist stark; mein Verleger redete schon davon, daß er, wenn es so fortgehe, auf eine zweite Auflage denken müsse. Auch dies zur Gottes Ehre und meinem Heile.“

Am 30. November 1831 schrieb er an Jemand, dem er ein seiniges Werkchen zur Beurtheilung über sandte. „Ob Sie über das Ganze nicht zu gut geurtheilt haben, mögen Sie selber zusehen. Froh wäre ich freilich, wenn ich glauben könnte, es werde auf alle Leser einen so guten Eindruck machen. Sey es wie immer, nur Gott gebührt daß für die Ehre. Er lasse meine Worte gesegnet seyn.“ Und wahrlich, Gott segnete seine Worte auf der Kanzel und im Beichtstuhle, so daß er nicht allein die Guten mächtig stärkte, und gleichsam begeisterte, sondern auch in die Herzen der Ungläubigen drang, und mitunter bedeutende Bekehrungen bewirkte.

Aufgefordert, über sein inneres und äußeres Leben zu schreiben, antwortete er: „Mein Äußeres ist äußerst einfach, mein Inneres, Gott sey gedankt, sehr ruhig, meine Stimmung ist weich, aber in Gott sich der Kraft bewußt, in Gottes Willen ergeben.“

„Beten Sie,“ schreibt er an ein Beichtkind, „beten Sie für mich Sonnabends, daß ich mein Referat gut mache, oder vielmehr beten sie, daß ich es so mache, wie Gott es will. Verstehen sie mich?“ Wer in dieser Stimmung zum Rathstische geht, dessen Worte müssen nothwendig vom Segen Gottes begleitet seyn und sie waren es auch beim seligen Pleß. In Mitte von vielen und wichtigen Geschäften ruft er aus: „Viel ist zu thun, aber ich thue es gern, es ist ja Gottes Wille.“

Einem Beichtkinde gibt er zum Weihnachtsfeste die Lehre: „Gott lasse Sie seinen Willen immer mehr erkennen und gebe Ihnen Kraft, ihn auch zu vollbringen; dann werden die Kleinigkeiten, die nicht nach ihrem Sinne sind, sie nicht berühren, sondern zu ihrer Läuterung dienen. Das ist ja des Lebens höchste Aufgabe, die uns der Erlöser gestellt, bei dessen Geburt die Engel singen: Ehre sey Gott und Friede den Menschen, die guten Willens sind. Der Wille, der gute, aber ist die Hauptache, Alles andere ist ja zu übergehen, wäre es auch nicht zu loben. Der Heiland lasse Sie seine Krippe nach Möglichkeit zieren. Haben Sie guten Willen dabei, ist es auch eine Leiter nach Oben.“ So wie aber all' sein Wirken und seine Thätigkeit auf die Ehre Gottes gerichtet war, so sah er in allem wieder die lenkende Hand des Herrn.

Wer den Verbliebenen kannte, der weiß sich noch recht gut zu erinnern, welch' festen, ruhigen, heiteren und dabei, man möchte sagen, durch und durch schauenden Blick er hatte. In seinem Auge spiegelte sich wahrhaft seine Seele ab. Und diese Seele — wie friedlich ruhte sie in Gott und seiner heiligen Vorsehung. Ueberall sah er den Finger und das Walten Gottes. „Meine Urtheile über Welt und Menschen regeln sich immer mehr und ich glaube immer klarer zu sehen, besonders in Beziehung auf Beförderung des Göttlichen und Ewigen. Es muß da so geschehen, daß Gottes Walten ersichtlich ist; denn es ist sein Werk, darum muß das Menschenwerk zurücktreten. Wehe aber doch jedem, der sich als Werkzeug in Gottes Hand nicht getreu brauchen läßt, oder ihm widerstrebt. Ich bin heiter und ruhig, und werde es um so mehr, je lebendiger der Glaube an die Vorsehung in mir wird.“

Wer bedenkt, daß Plez so viele Aemter, wobei freilich nicht alle einträglich waren, ja einige sogar un-

entgeldlich verrichtet werden mußten, in seiner Person vereinigte, in welche sich gegenwärtig drei tüchtige Männer getheilt haben, der kann begreifen, welchen Störungen der arme Mann ausgesetzt war. Wahrhaftig, es ist kaum begreiflich, wie er Allem genügen konnte! Und bei allen diesem Zusammenfluze der Geschäfte und fast ununterbrochenen Störungen, will er doch nicht darüber klagen, weil es doch auch die ewige Vorsehung zuläßt. Ja selbst seine Todesart hatte er ohne Zweifel, wie ein gutes Kind, seinem himmlischen Vater überlassen, und merkwürdig genug, daß ihn mehrere Fälle selbst in seiner Verwandtschaft an einen schnellen Tod mahnten, dem er, wie bekannt, selbst erlegen ist. So schrieb er am 27. Juli 1829: „Ich habe in meiner Familie einen Trauerfall gehabt, mein Cousin F. —, den sie seiner elenden Hülle wegen kennen, wurde in der Kanzlei vom Blutschlaget getroffen, und war auf der Stelle eine Leiche. Auf meine Mutter machte es vielen Eindruck. Doch ist sie vernünftig. Mich griff meinen Grundsätzen zu Folge der Fall wegen der Schnelligkeit an. Wer ist denn in jedem Augenblicke so bereit, daß er vor Gottes Gericht stehen kann? Darum beten wir mit der Kirche recht zweckmäßig: vor dem gähnend unvorhergesehenen Tode erlöse uns, o Herr! Wir wollen beten für ihn. Solche Fälle ermuntern zur Wachsamkeit, lernen können wir überall.“ Bei solchen Ansichten dürfen wir sicher hoffen, daß an ihm selbst das Wort der Schrift in Erfüllung ging: *Justus si morte praeoccupatus fuerit, in refrigerio erit;* wie denn auch Niemand, der ihn kannte, hierüber den geringsten Zweifel hegt. Ja, himmlische Palmen werden jetzt seine Stirne fühlen, und den im Dienste Gottes Abgemühten erquicken!

Aber nicht bloß in Bezug auf sich selbst, auch in Bezug auf die Angelegenheiten der Welt und der Kir-

the stellte er vertranend Alles der göttlichen Vorsehung anheim. Bei Gelegenheit der polnisch-russischen Wirren und der traurigen Bewegungen in ganz Europa mit Ende des Jahres 1830 schrieb er im Beginn des Jahres 1831: „Nun denn, wir wollen hoffen, und unser Vertrauen auf den Herrn setzen, der schon so oft die Menschheit gerettet hat. Fragen Sie dabei, wie ich gestimmt bin? Gott sey gelobt, recht ruhig und vertrauensvoll. Ich bitte Gott, daß er mich stärke; beten Sie auch.“ — Und bald darauf: „Ja wohl, Gott macht Alles recht, und wer auf ihn vertraut, wird nicht zu Schanden. So wollen wir denn auch auf ihn felsenfest hanen, wie sich dann auch die äußere Lage gestalten mag. Ich bin wegen dieser nicht ohne Sorgen, das ist uns ja erlaubt, wenn nur die Sorge nicht darniederhengt oder muthlos macht.“

Daher auch die schöne Ermahnung an ein Beichtkind: „O mein Kind, vertrauen Sie immer auf die allmächtige Hand Gottes. Er hilft Ihnen gewiß. Ja wohl; er ist unser Schutz und Schirm im Leben wie im Tode, darum sind auch die Todten sein Eigenthum, und er ist ja harmherzig.“

Werfen wir nun einen Blick auf seinen Eifer, auf seinen lebendigen Sinn für katholische Wahrheit und Disziplin und wir finden an Plez einen durch und durch kirchlich gesinnten Mann. Durchdrungen wie er war von der hohen Würde des Priesterthums, war ihm der 8. September, als der Tag seiner Primiz, immer ein heiliger Festtag. (Er war im Jahre 1812 geweiht worden.) Nur Eine Stelle zum Belege: „Am Sonnabend ist der fünfzehnte Jahrestag meiner Primiz. Ich werde an demselben dem R. — (einem neugeweihten Priester) assistiren, mich also um so lebendiger an meine erste heilige Messe erinnern. Wahrlich der liebe Gott hat mir in diesen 15 Jahren viele Gnaden gegeben! Und wenn

ich an meine Arbeit zurücksehe, danke ich Gott für so manchen Segen; doch wir können nur pflanzen und be-gießen. Das Gedeihen gibt Gott.“ Und ein anderes Mal schreibt er bei Gelegenheit einer Primizfeier: „Ich freue mich darauf; denn dieses Fest erhebt mich alljährlich ungemein, und es steht mir lebendig vor Augen, wie Christus seine Kirche siegreich beschützt, und sie aus allen Stürmen glänzend hervorgeführt hat. Wir wollen also vereint zu Gott beten, er wolle täglich weiter verbreiten sein Reich und alle zur Erkenntniß führen.“

Als nach der Gefangenmehnung des nun in Gott seligen Erzbischofes von Köln Clemens August am 20. November 1837 der katholische Klerus Deutschlands neu belebt und besonders die gemischten Ehen der Ge- genstand lebhafter Diskussion wurden, schrieb er im Jahre 1838 am Feste des h. Vinzenz v. Paul: „In M. — sollen 20 Pfarrer auf einmal dem Bischofe erklärt haben, sie würden keine gemischten Ehen mehr einzegnen, denen nicht die katholische Erziehung gesichert ist. Warum kommt man nicht zuvor den gerechten Wünschen der Kirche?“ Brachen aber trübe Tage über die Kirche herein, so bedauerte er es wohl schmerzlich, aber verlor den Mut nicht, ermahnte zum Gebet, und lebte der frohen Zuversicht, daß die Kirche siegen werde, da sie auf einem Felsen gebaut ist. „Die bewußten (kirchlichen) Angelegenheiten, schreibt er, stehen im Alten, in der Nachbarschaft eher schlimmer als besser. Gott wird Alles machen; ich bin ruhig. Verantwortung hat man nur so lange, als die Wirksamkeit gestattet ist. Die Kirche aber ist auf einen Felsen gebaut.“ Und ein anderes Mal: „Sind die Zeiten gleich böse, was nicht zu längnen ist, so wollen wir um so mehr auf Gott vertrauen. Die Kirche Jesu siegt gewiß. Sie kennen meine Ansicht darüber. Aber es wird noch Vieles vorausgehen,

und es werden viele Tage kommen, von denen die Menschenkinder sagen werden: sie sind mir nicht lieb. Darum heißt es beten, denn es kommt die Zeit, von der Christus sagt: Weh' dem, der sich an mir ärgert. In diesem Vertrauen auf Gott und den Sieg der Kirche, die denn doch auf Petrus gebaut ist, bin ich ruhig und arbeite im Herrn fort.“ Und er hat sich auch nicht getäuscht der treffliche Mann; die Kirche ist aus jener und seitdem auch aus vielen anderen Trübsalen siegreich hervorgegangen. Er war ein Prophet! Denn die Tage des Wehes für die, die sich an Christus ärgern, ragen auch jetzt wieder gewaltig herein in das Jahr 1848.

Er erlebte nicht die neue Kräftigung der Kirche, ihre so bedeutenden Siege im Nord' und Süd', ihre großartige Entfaltung, das frische Aufleben katholischer Wissenschaft, den Uebertritt so vieler ernster Männer, die aus innerer Ueberzeugung dem Zuge des Lichtes folgten, die Hand an den Pflug legten und nicht zurücksahen, wovon ein einziger schwerer wiegt, und ein besseres Zeugniß für die Wahrheit gibt, als der Abfall von hundert Splitterseelen, — das Alles hat er nicht erlebt; aber gesehen hat er es doch und sich darüber gefreut, um so mehr, da er selber jetzt oberhalb dem Sturm schwiebt, in der Nähe Dessen, der ihn schickt und Dessen Wind ihn wieder schwinden heißt, und er hat auch heranziehen gesehen — den neuen Sturm und betet ohne Zweifel, daß auch er vorüber gehen möge, und keine andere Folge habe, als daß der Baum der Kirche nur um so tiefer wurzle in dem Felsen, und um so schöner sich entfalte in die Breite und Höhe!

Nicht alle Eiferer für die Kirche und katholische Wahrheit sind aber schon darum allein echte Waare. Es muß mit diesem Eifer auch die wahre Frömmigkeit Hand in Hand gehen. Nun, die finden wir bei Pleß. Da ist nichts Gesuchtes, kein Haschen nach Effekt, kein

Parademachen, sondern überall der zarte fromme, himmlische Sinn, wie er edlen Seelen so eigen ist, der überall den Spiegel Gottes schaut, dem das anscheinend Ge- ringe eine Brücke wird zum Ueberstümlichen. Besonders erfaßte er die Absicht der katholischen Kirche bei der so sinurreichen Anordnung und Aneinanderreihung ihrer Feste, die mit dem Gemüthe des Menschen und dem herrlichen Werke der Schöpfung in so innigem Einflange sich befinden und welche selbst die Feinde der Kirche mit wehmüthigem Hinblicke auf die Peerheit ihres Kirchenjahres anstainen und beneiden.

„Katholiken schöne Feste haben,“ sagte König Wilhelm der III. auf dem Gottesacker einer katholischen Kirche, als ihm der Pfarrer erklärte, wie es am Allerseelentage bei uns gehalten werde, und ließ sich gleich ein paar Treste angeben, über welche an diesem Tage gepredigt wurde. Pleß war ein warmer Sohn seiner Mutter, der Kirche, und feierte kindlich ihre Feste. Einige Beispiele aus seinen Briefen sollen zum Belege dienen. So schreibt er am Vorabende des Himmelfahrtfestes Christi: „Denken Sie morgen recht innig, daß unser Heiland dorthin gegangen ist, woher er kam, uns zu erlösen. Es ist das Fest des himmlischen Sinnes und das lebendige Andenken an die Vergänglichkeit der Erde.“

Hören wir ihn eine Frohnleichnamsprozession beschreiben, die er so gerne hielt, besonders auf dem Lande, wo Einfachheit und Gemüthslichkeit das Herz erfreut. „O ich habe heute meinen Heiland getragen, wahrlich mit Rührung und Jubel! Es war so schön, zu wandeln im stillen Dörfchen zwischen den einfachen Läuben der Waldbäume, auf dem Grasteppiche der Natur. Da störten nicht hochweise Städter die Rührung; hingeworfen auf die Knie betete die Gemeinde das Allerheiligste an und begleitete es mit seinem frommen:

Heilig. Da war es nicht erst nöthig, mit Wachen die unbändigen Reihen zu ordnen oder Stille zu befahlen, das Glöckchen war genug, um die Nähe des Erlösers zu verkünden."

Welch' ein Gemüth leuchtet aus diesen wenigen Worten hervor! Ja, Plez verstand es, sich und andere zu erwärmen mit der Liebe zu dem Herrn! Welch' liebliche Bemerkung fügte er dem Sterne am Dreikönigstage bei: „Kaufen Sie doch," schreibt er an ein Beichtkind, „auf meine Rechnung einen Stern für die h. drei Könige, (wahrscheinlich um eine Krippe damit zu zieren) er sey Ihr Symbol des inneren Lichtes, das man nicht um Geld, sondern nur in Demuth und Geduld durch Gottes Gnade erlangt. Er leuchtet dann zum Segen.“

Mit welcher Sammlung und Andacht er das im Jahre 1826 pro Orbe ausgeschriebene Jubiläum beginnt, ersehen wir aus einigen Worten, die er einer frommen Seele schrieb: „O mein Gott, wie gerne hätte ich heute mit Ihnen geredet, und Ihnen die heilige Stimmung mitgetheilt, in der ich mich, Gott sey es gedankt, in der Vorbereitung auf die Gewinnung des Jubiläums befindet,“ und später, „Sie glauben nicht, Welch' eine heilige Stimmung seit der Gewinnung des Ablasses in mir ist. Ihnen kann ich sie sagen! Gott erhalte sie mir; sie ist ja auch sein Werk u. s. w.“

Einen ferneren Beweis für seine echte Frömmigkeit liefert die zarte Verehrung für die Mutter Gottes Maria, die er mit allen heiligen, wahrhaft gelehrtten und ausgezeichneten Männern theilte. Bekanntlich ist es eine Behauptung der ersten Theologen, daß diese Verehrung unter andern ein Merkmal der Auserwählung sey. Beweise dieser seiner Andacht zu Maria liefern eben so sehr seine Handlungen als seine Äußerungen. Wie gern besuchte er die Kirchen, wo ihr Bildniß sich be-

findet, wie bereitwillig nahm er geistliche Verrichtungen an ihren Festtagen an! — Die Kirche zu Maria Hilf, Maria Brunn, Maria Enzersdorf, Lanzendorf und St. Peter waren davon Zeugen. Wie viele Geschenke Pleß den Kirchen von Wien machte, besonders jenen, wo die seligste Jungfrau verehrt wird, wurde erst nach seinem Hinscheiden mehr bekannt. Hier ein Beweis: „Ich habe eine Bitte, die ich Ihnen recht ans Herz lege. Ich wünschte nämlich, daß das bekannte Antependium bis Mariä Empfängniß (1836) für die St. Peterskirche fertig werden möchte. O unterstützen Sie dieses und machen Sie die Sache zu der Ihrigen.“ Wohlgernekt, es ist ganz etwas anderes, wenn irgend eine oder ein paar fromme Seelen auf die Ausschmückung einer Kirche oder eines Altares denken, sitemal sie nicht viel anderes zu thun haben, als ihrer Andacht zu pflegen, und dem Orte ihres Herzens zu folgen; und wenn ein hochgestellter Mann mitten in einer Masse von Geschäften doch immerhin die Ausschmückung eines Marienaltares noch sich zu einer Herzenssache macht; es ist ein Zeichen, daß Maria einen hohen Rang in seinem Herzen über allen Geschäften eimimmt.

Ein Brief, den er am Himmelfahrtstage der seligsten Jungfrau im Jahre 1825 schrieb, ist ganz voll vom Lobe Maria's, und bewährt zugleich seinen zarten Glauben an die vollständige Freiheit Maria's von der Sünde, auch von der Erbsünde. „Ja mein Kind, der heutige Tag ist wohl ein großer Tag für den gläubigen Christen und ein außerordentlich lieblicher Tag, der mich alljährlich ganz besonders anspricht und mit heiliger Freude erfüllt. O halten Sie sich an die Hochgebenedete! Sie ist ihre wahre Mutter, das Ideal echter Weiblichkeit, der Spiegel der Demuth, die Krone der Jungfrauen. Es ist wohl kein entschiedener Gla-

bessatz, daß die seligste Jungfrau ohne Erbsünde empfangen war, aber die Kirche neigt sich ganz hin, und die großen Wahrscheinlichkeitsgründe steigern sich mir zur Gewissheit, wenn ich mir Maria als die Mutter des Erlösers, des Gottmenschen, denke, was sie auch wirklich ist. — Uebrigens ist es gewiß, daß der, welcher fromm gegen Jesus ist, nicht unfromm gegen seine heilige Mutter seyn wird, wie irgend ein heiliger Vater sagt.“ —

„Ich besuchte gestern,“ fährt er fort, „am Nachmittage, nachdem ich meine Andacht verrichtet hatte, die Kirche zu Maria Hilf, wo das heutige Fest immer mit ganz besonderer Andacht gefeiert wird. Da war ich denn vor demselben Bilde der seligsten Jungfrau, wo ich vor 24 Jahren meinen Entschluß stärkte, mich den Studien und dem Priesterstande zu widmen.“ Also auch du, o Verklärter! hast dir dort deinen Beruf geholt! O wie viele vor dir und nach dir haben knieend vor dem Bilde der Himmelskönigin die Stimme von Oben vernommen, die ihnen den Weg zum Heile zeigte! Wie viele haben schon dort den Trost gefunden, den sie weit und breit vergebens suchten! —

Nach einer kleinen Ferienreise berichtet er: „Die Reise hat mir, Gott sey gedankt, recht gut angeschlagen. Viele herrliche Gegenden habe ich gesehen, so manches habe ich erfahren. Gutenstein hat mich besonders angesprochen, der herrliche Wallfahrtsort auf steiler Höhe im Angesichte des Schneeberges. Ich habe dort gebetet vor dem Altare der Gottesmutter.“

Also Plez ist auch wallfahrten gegangen, der Hofmann, der Mann reich an Kenntnissen und gründlichen Studien! So würden wohl auch andere minder kenntnißreiche Leute und das christliche Volk der Erlaubnis bei ihren Wallfahrten nicht bedürfen.

Einst vernahm der Verfasser dieses Aufsatzes zu

seinem freudigen Erstaunen aus dem Munde eines sehr hochgestellten, dem Throne ganz nahen Mannes, dessen Gewissen der Selige lenkte, die ihm ewig denkbaren Worte: „Mein Liebstes ist: die Betrachtung des Leidens Jesu Christi, die Andacht zum allerheiligsten Altars-Sakramente und zur Mutter Gottes.“ Ohne Zweifel hat an dem Verdienste dieser Worte auch der selige Pleß seinen Anteil, da er selbst überall das Gleiche dachte, sprach und that.

Wir haben schon gesehen, mit welcher Zubrurst er der Frohnleichnamsprozession beiwohnte und sie führte, (ein Zeichen seiner besonderen Andacht für das hochheilige Sakrament des Altars), und er empfahl die Andacht dazu und den häufigen Genuss des Himmelbrodes auch sehr angelegentlich seinen Beichtkindern. So schreibt er jemand darüber: „Erwecken Sie nur recht oft die Sehnsucht nach dem Allerheiligsten, nach der Speise, die Niemand sterben und erstarren lässt, suchen Sie diese allerheiligste Speise recht bald zu empfangen.“

Und ein anderes Mal schrieb er einem Beichtkinde auf dem Lande: „O wie sehr bedaure ich, daß Sie in Ihrem so schönen Aufenthalte gerade jetzt keinen Priester haben, und so selten das Allerheiligste mit den Augen des Glaubens schauen können. Doch ihre Sehnsucht kann ersezzen, was Ihnen nicht durch Ihre Schuld emangelt. So vereinigen Sie sich denn im Geiste, vergessen Sie dieses keinen Tag — mit den allerheiligsten Opfern, die in der Kirche dargebracht werden, besonders, wenn Sie von der schönen Kirche das Glöcklein zur Wandlung läuten hören, und denken Sie, der Priester betet auch für Sie, denn er vereinigt die Bitte aller Christgläubigen in seinem Opfer. Nähren Sie so die Sehnsucht nach Jesus. Das Uebrige ersezzen Sie dann im Gebete, so werden Sie keinen Schaden ueh-

men, und die heilige Wärme Ihres Gemüthes wird nicht erkalten.“

Auch hierin ist Plez ein Muster und Lehrer für Priester und Beichtväter, und zeigt seine reine Frömmigkeit. Für diese spricht ferner auch seine Demuth und das Ferneseyn von jedem Chrgeize. Das letztere ist bekanntlich in der Passauer-Kirchenzeitung nach seinem Tode angestritten aber widerlegt worden. Wir liefern für Beides Belege. Zuerst für seine Demuth. Die Ehrenbezeugungen, die man ihm überall, besonders auf seiner Reise nach Italien, ganz billig erwies, setzten ihn in Verlegenheit. „Ich bin überall,“ schreibt er, „mit vieler Freundlichkeit aufgenommen worden, aber nirgend so, wie in Tyrol. Was bin ich denn, daß man meinetwegen so viel thut? Hier wandle ich herum, immer von 7 auch 8 Geistlichen geleitet, Provinzien, Guardianen &c.“

Es freute ihn, wenn er von hohen und höchsten Personen ehrenvoll empfangen wurde und ihm der Zutritt gewährt wurde, nicht aber um seiner eigenen Person willen, sondern um geneigtes Ohr zu finden für seine offene, die gute Sache, die Sache der Kirche empfehlende und vertheidigende Sprache. Als ihm daher in Mailand dieses Glück zu Theil wurde, merkte er gleich an: „Wohlgemerkt, ich beziehe dieses nicht auf mich, sondern auf die Sache; darum hat sie einen Wert.“ Sein Ferneseyn von jedem Chrgeize zeigt schon sein Wahlspruch, noch näher ein Brief vom 3. Juni 1831. Wahrscheinlich handelte es sich dort um die Stelle eines Hof- und Burgpfarrers und Vorstehers des Institutes vom h. Augustin, wenn nicht um etwas Höheres. Sein Schreiben zeigt, daß er damals keineswegs hoffnungsvoll, sondern vielmehr voll Besorgniß war: „Mir war einige Zeit, besonders an den Vormittagen nicht recht wohl. Das

mag das Chaos meiner Stimmung erklären, dabei auch die Furcht oder Angst wegen der bewußten Stelle. Doch habe ich jetzt Grund zu glauben, Gott werde es abwenden. Wenigstens meint es W. —, dem ich heute Abends begegnete. Für den Fall, als der Kaiser doch darauf verharrt, schreibe ich an F. —, was er meint, ob ich Gegenvorstellungen machen darf.“

Seine Frömmigkeit war aber auch heiter; denn sie war auf die rechte Basis, den inneren Frieden, die Sammlung des Geistes und vollkommene Unterwerfung unter den göttlichen Willen gegründet. Eine finstere, trübselige Frömmigkeit gibt es überhaupt nicht, so wenig als einen Sonnenschein ohne Tag. Das Licht läßt sich nicht verbergen, es dringt hervor und färbt mit buntem Strahle das Leben und Weben. Geistiger Stolz, Eigensinn oder unzulängliche Kenntniß seiner selbst geben gar oft denen, die fromm genannt werden, eine abstörende Zugabe. Bei Pleß aber fand sich keine dergleichen Schattenseite. Wir liefern auch dafür Beweise aus seinen eigenen Worten.“

„Die Frömmigkeit,“ sagt er, „soll und muß und kann heiter seyn, indem mir der h. Jakob sagt: Gott liebt einen freudigen Geber, und weil nur eine heitere Frömmigkeit zur Nachahmung führen kann. Hüpfen Sie über das Kleinliche der Welt, sie stehe tief unter Ihnen, denn Jesus ist Ihr Anteil. — Bleiben Sie groß in Demuth, heilig in Fröhlichkeit, dann ist das Ziel Ihrer Bestimmung erreicht, dann genießen Sie der Welt, als genößen Sie ihrer nicht.“ „Mir geht es, Gott sei Dank, gut,“ schreibt er im Juli 1830, „ich bin ruhigen, heiteren Gemüthes, das sage ich nicht bloß, sondern es ist wirklich so. Ich fühle wohl über einer schweren Arbeit, aber Gott hilft sie tragen. So wird sie leicht, wenn mir auch eine andere Arbeit lieber wäre.“ — Herrliche Winke zur wahren Gottseligkeit!

Wir erwähnen eines kleinen Musters seiner heiteren Laune. So schrieb er im August des Jahres 1825 nach Rodaun in der Nähe von Wien, wie folgt: „So gehe denn hin, du kleiner Brief und vertraue dich den unsicheren Wellen des Matschakerischen Schnellsegelers (Stellwagens) und bewirke es, daß du in dem Rodaun'schen Hafen sicher an kommst und sage dort, daß du deswegen so klein aus gefallen bist, weil dein Schreiber erst aus der Erfahrung lernen wollte, ob es der Scyllen und Charybden auf dem langen Wege nicht zu viele gibt, welche die Fahrt verunglimpfen und den ermatten Fährmann veranlassen, lieber der Ruhe in dem Pottenstorfer = Weinkeller zu pflegen, als dich gegen den rostigen Schimmer zweier blanke Krenzer zu hinterlegen.“

Wie machte es Plez, wenn ihn der Trübsinn übermannte? Hören wir: „Ich war ein paar Tage, ich möchte nicht gerade sagen trübe, aber nicht gut gestimmt, obwohl ich den vollkommenen Unterwerfungsaft unter den Willen der göttlichen Vorsehung öfters erneuerte. Einige andere Dinge kommen auch dazu. Ich mußte mich ermannen und es gelang mit Gottes Hilfe.“ Womit er sich selbst tröstete, tröstete er auch andere. „Ob Sie ruhig seyn können? — Ja, wenn Sie es in Gott sind, dann sind Sie geborgen, dann wird Sie jedes mißliche Geschick immer mehr und mehr reinigen, und Sie werden immer glänzender aus Stürmen hervorgehen, wie die Sonne aus dem Ungewitter. Nur wünschte ich, daß Sie nie Stürme herbeiführen und jederzeit in aller Klarheit, wie Sie ohnehin zu thun pflegen, den letzten Zweck vor Augen haben und die Mittel zur Erreichung wählen und anwenden, welche Jesus gegeben hat.“

Die Frömmigkeit nennt Plez das einzige

Gut auf Erden, das uns beseligt und die künftigen Güter sichert.

Dass bei Pleß der Eifer für die katholische Wahrheit mit echter Frömmigkeit gepaart war, und so das Eine der Beleg für die Unverfälschtheit des Anderen war, haben wir nachgewiesen. Seinem Eifer entsprach nun auch seine Liebe zur Wissenschaft, der Frömmigkeit die Liebe zum Gebet. Das sind die zwei Schwestern, die den rechten Priester geleiten auf seiner Lebensbahn, und die das wahrhaft priesterliche Leben begründen. Die dritte Schwester ist die thätige Liebe. Wie dringend empfahl er allen seinen Beichtkindern das Gebet: „Beten Sie recht fleißig! Das Beten thut noth! Lassen Sie nicht vom Gebete. Das Gebet hat Sie noch immer getröstet, es wird Sie auch jetzt trösten. Denn der liebe Gott ist ja so gnädig!“ — Er erprobte selbst die Kraft des Gebetes an seiner Seele. Wie wäre es ihm sonst möglich gewesen, bei so vielfachen Plagen und Geist drückenden Arbeiten beständig lebhaft und heiter zu seyn. Denn dies war sein Streben, jeden Missmuth sogleich aus der Seele zu entfernen. „Ich war gestern,“ bemerkte er, „und Sonnabend gar nicht heiter, es kann aber auch vom Körper kommen. Wie immer! Sie wissen, dass ich auf mich aufmerksam bin und den bösen Geist zu bannen suche. Und da weicht er. Ich bin nach St. Rupprecht in die Kirche gegangen, da ist es leichter geworden.“

An den Stufen des vom Gottmenschen bewohnten Altares, da ist dein Platz, o Christ! und vorzüglich, o Priester! wo du die düsteren Gedanken begraben sollst, und wo dir die entschwundene Ruhe und Freude gleich einer duftenden Blume von neuem erblüht!

Trostete ihn das Gebet und erhob es ihn, so erfreute seine Seele nicht minder die heilige Wissenschaft. Er war Professor, und zwar ein sehr lebhafter und eifriger,

„Die Hitze,“ schreibt er ein Mal, „im Jahre 1828, fühlte ich bitter und ich komme gar nicht vom Schweiße. Im Kollegium rinnt er strommweise — hoho! das heißt aufschneiden! — doch tropfenweise, wie Thränen, und — Thränen sind Perlen! Und kostbar, wie Perlen ist der Unterricht in der Lehre des Heiles.“ Da er war mit Leib und Seele Professor; davon zeigen auch seine geschriebenen Hefte über Dogmatik, die, wenn sie auch nicht allen Wünschen vollkommen entsprachen, doch für jene Zeit vollkommen gelungen genannt werden müssen, und mitunter auch jetzt noch in den Händen von Lehrern und Schülern sich befinden. Als er später als Direktor die Leitung der theologischen Studien im Jahre 1832 übernahm, wie freute ihn sein neuer Wirkungskreis! „Dieser Wirkungskreis,“ schreibt er, „der Leitung der theologischen Studien, ist mir am angemessensten, freut mich am meisten, ist ein Standpunkt, der mich außerordentlich beglückt, wenn anders etwas Irdisches beglücken kann; hier ist es aber um das Ewige zu thun; es handelt sich um die Wissenschaft der Wissenschaften, die Wissenschaft des Heiles. So will ich denn wirken, so viel ich kann und bitte Gott nur um Einsicht und Kraft.“

Und man durfte ihn nur sehen bei Rigorosen und Prüfungen, mit welcher Spannung er den Gegenstand verfolgte, und wie sehr ihm an dem guten Ausgange derselben gelegen war. In dem nämlichen Briefe, den wir oben citirten, schrieb er: „Ich bin diese Woche ein müdes Geschöpf, doch nur am Körper. Meine Seele wurde unter andern gestärkt durch zwei höchst gelungene Rigorosen zweier meiner Schüler und Zöglinge meines Hauses.“ Er meint das vom sel. Bischof Trint, der auch unsern Plez sehr liebte, unter wahrhaft väterlichem Schutze weiland Sr. Majestät Franz des I. gestiftete Weltpriester-Bildungsinstitut im Augustinerkloster zu Wien, welches nun das Glück hat, die bedeutende Bib-

liotheke des seligen Plez zu besitzen. Und dieses in seiner Idee großartige und in seinem bisherigen Wirken gewiß im Ganzen sehr nützliche Institut, wie hing er mit ganzer Seele daran, was gewiß Alle bestätigten, die Ihn als Obervorstand verehrten.

Und vollends seine theologische Zeitschrift, die er gründete, und die im In- und Auslande sehr geschäfft, leider bisher keinen Fortsezer gefunden hat*), war ihm über Alles. Die Studien, schreibt er, im Jahre 1835, sind meine Speise, „meine Zeitschrift aber ist mir über Alles.“

Die Haupttugend der Österreicher ist ihre Bescheidenheit. Sie halten nichts auf das, was sie selber machen, und darum auch nichts auf das, was ein ihriger Landsmann macht. Fühlt Einer schriftstellerischen Beruf in sich, so schickt er sein Produkt ins Ausland, und auf diesem Umwege bekommt es erst die rechte Signatur; denn das Reisen soll ja zur Bildung beitragen. Ferner ist ihre Haut gegen die Bürste der Kritik noch nicht so abgehärtet, wie bei denen im Reiche, und wird daher gleich blutig gerieben; denn die Österreicher haben auch zarte Nerven und ziehen sich bei der ersten Witzigung wieder in's Schneckenhaus zurück. Allerdings hatte daher Plez Recht, wenn er im Jahre 1836 flagte: „Die Abnehmer der Zeitschrift haben sich heuer sehr vermindert. Das betrübt mich. Es ist zu wenig Ernst unter den Leuten.“ Das ist aber, glaube ich, nicht nur in Österreich, sondern auch anderswo so, daß eine theologische Zeitschrift, die eben nur rein wissenschaftliche Gegenstände behandelt, weniger Abnehmer findet, als eine solche, die auf ein gemischtes Publikum Rücksicht nimmt. Nun ist aber auch der Klerus ein gemischtes Publikum, er ist mitunter neugierig und will auch unterhalten seyn. Für beides sorgen aber die Zeitschriften des Auslandes mehr, als die Zeit-

*) So eben sind in Wien zwei theologische Zeitschriften in's Leben getreten.

schriften Österreichs sorgten. Darum, so sehr die Wissenschaft immer die erste Stelle einnehmen soll, so wenig der kirchliche Sinn und Ernst je außer Acht gelassen werden darf, so verdienen doch auch die beiden anderen Rubriken ihre Berücksichtigung und ein bescheidenes Plätzchen.

Lebte Plez selbst für die Wissenschaft und Frömmigkeit, so nahm er auch ein reges Interesse an allen Männern, die ihm gleichgestimmt waren. Wie erglühte sein Angesicht, wenn er unter solchen sich befand. „Zu meiner Freude,“ erzählt er, „sah ich heute Hrn. Legationsrath von Schlegel und den guten Schnorr bei mir. Es wurde so manches über die Wunder der göttlichen Gnade gesprochen. Welch' eine Freude ist es, mit Männern zu verkehren, welche die elenden Lappen von sich geworfen und das Leben aus dem allerhöchsten Standpunkte betrachten in dieser Welt so mancher Elendigkeit.“

Darum auch seine Vorliebe für die Jesuiten. Er heurtheilte sie so, wie jeder besonnene, vorurtheilsfreie Katholik sie heurtheilt: „Die Erziehung,“ schreibt er, (am Feste des h. Ordensstifters der Piaristen) „muß anders werden. Ich bin kein blinder Jesuitenfreund, ich liebe auch die Piaristen, alle Orden, wenn sie sind, was sie seyn sollen. Aber solche finde ich so schwer; finde sie aber bei den Jesuiten.“ Interessant ist, was er von seinem Aufenthalte in Verona erzählt: „Ich kam in Verona beim Bischofe an und es läutete eine große Glocke. Was läutet man? Man läutet dem Senate zum großen Rath. Was wird er bringen? Er wird das Los der Jesuiten in Verona entscheiden. In vier Stunden erfahren wir es! — Das Los ist gut gefallen!“ Bei den Jesuiten in Linz aber gefiel es ihm am besten. So schreibt er aus Innspurk: „Ich bin überall mit vieler Freundschaft aufgenommen worden, allein nirgend so wie in Tyrol. Aber mein seligster Aufenthalt war bei den Jesuiten in Linz, wo ich die h. Messe las.“ Und später noch ein Mal:

„Aber meine Jesuiten in Linz bleiben doch ein Glanzpunkt!“ — Und warum sollen wir es verhehlen, daß noch seine letzte Thätigkeit dem Votum für ihre Gründung in einer Handelsstadt Österreichs galt, in welcher wahrlich solche Priester Schutzengel der von materiellen Interessen ganz aufgezehrten Herzen hätten werden können.

Wir haben oben gesagt, daß es drei Schwestern sind, die den rechten Priester zum Ziele geleiten: Das Gebet, die Wissenschaft und die thätige Liebe. Daß Pleß mit letzterer einen innigen Bund geschlossen, das bewies er bis zum Tode, ja sie war's ohne Zweifel, die ihm vor Gottes Throne am nächsten zur Seite stand. Nur ungern enthalten wir uns, aus Furcht gegenwärtigen Aufsatz zu sehr auszudehnen, seine liebende Besorgtheit für seine greise Mutter mit seinen eigenen Worten näher zu beschreiben. Er war wahrhaftig der tröstende Engel, der bis zum letzten Althemzuge sie umschwebte, selbst für sie betete und auch andere zu Hilfe nahm, „dem“, sagte er, „das Gebet des Gerechten vermag viel, darum beten Sie für uns, daß geschehe, was Gott will und wie er will.“

Bevor wir aber seine raselose Thätigkeit näher in's Auge fassen, wird es gut seyn, auf sein Benehmen und Gebahren einige Blicke zu werfen. Wer ihn gekannt hat, muß gestehen, daß er bei allen seinen Würden, Talenten, Geschicklichkeit und Einfluß dennoch bescheiden, freundlich und herablassend blieb. Da er wußte, was er wollte, so war er offen in Sprache und Benehmen, was von edlen Charaktern stets geachtet wird. Gerade Worte wirken zwar manchmal anfangs abstoßend oder befremdend, aber in Bälde um so eindringlicher. Man weiß bald, wen man vor sich hat. Das wußte Pleß, der Menschenkenner wohl und darum benützte er jede größere Zusammenkunft oder auch Festmähte, um seine Ansichten auszusprechen und offene Rücksprache über

die wichtigsten Angelegenheiten zu pflegen. In der That ist dies eine sehr entschuldigende, ja vielfach empfehlende Seite großer Gastmäher besonders bei hochgestellten Geistlichen. Das Essen selbst ist dabei die Nebensache; aber man versammelt bei diesen Gelegenheiten Männer um sich, welche man oft nicht so leicht bei sich sehen würde, und welche, was die Hauptfache ist, ein empfängliches Herz mitbringen, wegen der Ehre geladen zu sein. Daher man über solche Festessen nicht so streng urtheilen und absprechen soll. Dabei war aber Plez weit entfernt, mit Eigensinn seine Ansichten Andern aufzudrängen, oder wenn diese nicht gehört wurden, deßhalb übermäßig traurig zu seyn. „Ich rede offen, schreibt er, was mir gut scheint und suche es zu begründen. Was es nützen wird, stelle ich Gott anheim.“ Und ein anderes Mal: „Ich will den geraden Weg gehen, nach bester Überzeugung handeln, gehe ich dan, auf einem Kreuzwege der Schmerzen, so komme ich leichter in den Himmel.“ Wahrlich so spricht der besonnene, christliche Eifer, während das unbesonnene Voltern, Herabziehen der Auctoritäten und eigenhinnige Verharren in unausführbaren Plänen der guten Sache oft bei dem besten Willen sehr schadet. Allerdings riß der Eifer unsern guten Plez öfters etwas zu stark hin, doch war dieß mehr ein Fehler seines ungemein lebhaften Temperamentes als ein moralischer Defekt. Da pflegte er dann im Scherze zu seiner Entschuldigung zu sagen: „Ich kann nichts dafür, daß ich in meinen Adern Blut und keinen Gerstenschleim habe.“ Wie schnell er sich aber ermannte und sich ob dieser Schwachheit selbst vor Andern verdemüthigte, können wir aus seinen Briefen entnehmen, „Mein Fehler war,“ schreibt er „daß ich nicht so viele Selbstüberwindung besaß, um dieses (die Gemüthsbewegung) nicht merken zu lassen. Dieses Fehlers also gebe ich mich schuldig, und schäme mich nicht ihn zu bekennen,

da ich mich nicht schämte ihn zu begehen.“ Daß es bei einem wie Pleß gestellten Manne nicht an Versuchungen zur Ungeduld fehlte und oft an sehr heftigen, ist leicht einzusehen. Aber daß er bereit war, seinen Fehler einzugeben, das ist etwas, was sich bei hochgestellten Herren nicht so häufig findet. — Das war sein Benehmen und zwar überall. Er saß am Rathstische, auf dem Lehrstuhle, auf der Kanzel, beim Schreibtische und im Beichtstuhle, überall stellte er seinen Mann und überall war seine Begleiterin die thätige Liebe, der Eifer für Gott und der Menschen Heil, überall erfüllte er seine Pflicht mit einer Gewissenhaftigkeit, die Staunen erregt. Er war Domherr und Domdechant, Consistorialrath, Direktor der theologischen Studien, später Hof- und Burgpfarrer, Religionslehrer der Prinzen, Referent im Studienwesen, Obervorsteher des Weltpriester-Institutes zum h. Augustin, und Alles war er ganz. Es ist daher leicht begreiflich, wenn er schreibt: „Die Geschäfte lassen mich kaum zu Althem kommen. Arbeit gibt es jetzt fast zum erdrücken. Auch fühle ich mich ziemlich matt, voll Rheuma.“ „Ich bin diese Woche ein müdes Geschöpf,“ schreibt er ein anderes Mal, „vom Gallen-Machen ermüdet, von Commissionen gepeinigt, von Sitzungen abgestumpft, von politischen Erscheinungen der Zeit beunruhigt, vom körperlichen Unwohlsein oft niedergehalten.“ Diese angestrengten und vielseitigen Arbeiten waren es ohne Zweifel, welche ihm in den letzten Jahren seines Lebens eine bedenkliche Schwäche in den Gliedern, dann einen heftigen Schwindel, der nicht mehr zuließ, daß er ein Hochamt hielt — und endlich den Tod selbst herbeiführt haben, so daß man mit Recht sagen kann, daß er ein Opfer seiner Anstrengung wurde; denn vom Rathstische kam er her, als ihn auf öffentlicher Gasse der Schlagflug darniederstreckte, und eine gute kirchliche Sache war es, für die er seine letzten Kräfte hinopferte und erschöpfe.

Diesem seinen Berufe setzte er jede oft sogar nothwendige Erholung nach; selbst die schöne Natur, welche ihn als der Spiegel Gottes besonders ergötzte, konnte er gar selten genießen. „Ich habe auf die schönen Berge und Hügel hingesehen, das war Alles und bin in meiner steifen Allee fortgegangen. Jedoch auch dafür danke ich Gott und freue mich im Andenken und arbeite so viel mir der liebe Gott Kraft verleiht.“ Ja der edle Mann hätte nicht ruhig seyn können, wenn er sich, ohne früher Alles in Ordnung zu haben, einer Erholung hingegeben hätte. „Mit wahrer Freude“, schreibt er, „würde ich Sie heute besuchen, wenn nicht meine Geschäfte von der Art wären, daß es durchaus nicht seyn kann. Ich würde nicht so heiter seyn, wenn ich noch etwas wüßte, daß noch hätte geschehen sollen und nicht geschehen wäre.“ Nach einer überstandenen Krankheit schreibt er: „Dß ich mich schwer entschließe, Urlaub zu nehmen, ist Ursache, weil ich Andere nicht in Verlegenheit setzen möchte, was bei zwei Referaten nothwendig geschieht. Auch muß ich als Dechant sorgen, daß der Chor gebetet wird, nun sind aber wenigstens vier Domherren dazu nöthig, wäre ich jetzt abwesend, so wären oft nur drei; dafür wäre ich responsabel. So mögen denn Andere die Ferien genießen, ich will mich der Pflicht hingeben.“

Du edler Mann, so gab es immer etwas, was dich an dein tägliches Joch fesselte und hinderte, dich die schreiend nothwendige Erquickung genießen zu lassen. Wahrhaftig bei dir ging's in Erfüllung, daß auf Erden keine Ruhe zu suchen sey!

O ihr Menschenkinder, die ihr die großen Herrn beneidet, seht da ihr Wohlleben, seht da ihr Glück!

Seine rastlose Thätigkeit, seine scharfe Beobachtungsgabe begleitete ihn überall hin, insbesondere auf seine Reisen. Ja man kann sagen, daß derlei Erholungen

ihm wieder zur Arbeit wurden; denn auch hier war er unermüdet, nur ja Alles zur Erweiterung seiner Erfahrungen, zur gründlichen Erkenntniß des geistlichen Lebens und lebendiger Auffassung seiner h. Kirche zu benützen, und für ihr Gedeihen nach allen Seiten hin sorgsam und thätig zu seyn, was wohl freilich eine edle und vortheilhafteste Art zu reisen ist, aber dem Körper wenig Erholung gewährt und gerade diese wäre ja dem seligen Pleß sehr nothwendig gewesen, doch sein zu lebhafter Geist ließ ihn nie ruhen. Seine schönste Reise war die zur Krönung Sr. Majestät des jetzt glorreich regierenden Kaisers Ferdinand nach Mailand im August und September 1838. Wir heben aus seinen Berichten hierüber Eingeses heraus. Der erste Brief ist aus der Residenz des Herrn Fürstbischofes Galura (dieselben, der ihn einmal zum Weihbischof von Feldkirch haben wollte): „Tyrol“, schreibt er, „ist ein schönes Land; hat brave Geistliche und ein gutes Volk voll Glaubens, daher auch hier die einsamste Landkirche wahrhaft prächtig genannt werden kann. Der Eindruck, den unser guter Kaiser in Tyrol machte, ist unbeschreiblich gut, das Volk ist über ihn in wahrem Enthusiasmus. Gott macht Alles gut. Morgen geht es nach Brixen in Begleitung des Bischofes von Vorarlberg u. s. w. Freitag hoffe ich die gottselige Mörl zu besuchen.“

Im zweiten Briefe berichtet er noch weitere Beweise für das rege kirchliche Leben in Tyrol: „Der kirchliche Boden in Tyrol ist rein, die Kirchen sind den ganzen Tag hindurch offen und selten tritt man in eine, wo man nicht Menschen betend fände. Gehen Sie am Abend durch einen Ort, so hören Sie die Menschen den Rosenkranz beten. Es ist nicht selten, daß eine Gemeinde aus eigenen Mitteln sich neue Kirchen baut und sie mit herrlichen Bildern zieret. So hat jetzt der Bischof von Feldkirch in einer Reihe 7 Kirchen zu weißen. — Gestern besuchte ich hier das Klarissen-

Kloster mit Erlaubniß des Fürstbischofes, es ist über 600 Jahre alt, somit aus der Zeit der h. Klara, hat die strengste Klausur, 43 Nonnen und Kandidatinnen in Menge. Ich fand eine seltene Heiterkeit unter ihnen. Auch sind hier arme Schulschwestern von dem Orden des h. Franz, gute, einfache Leute. Die Domkirche ist ein wahres Prachtgebäude, alles von Marmor und alle h. Reliquien in Silber gefaßt." —

Begleiten wir ihn nach Mailand nach seinem 4. Briefe vom 30. August, dem Jahrestage, wie Plez hier selbst bemerkt, an welchem er die h. Priesterweihe empfangen hat. „Ich war im Dome, beginnt er. Wie schade, daß er durch die enormen Vorbereitungen zur Krönung im Innern ganz verstellen ist, noch mehr, daß ich kaum zum Altare des h. Karl werden kommen können, denn der Eingang in die unterirdische Kirche ist ganz verstellen! Ich habe gestern den Kirchenschatz in Monza gesehen. Unter den dortigen kostbarkeiten ist ein eigenhändiger Brief des h. Gregor des Großen an die Königin Theodelinde, welcher der Katholizismus so viel verdankt; ferner das Gebetbuch, das derselbe ihr zum Geschenke machte. Die Reliquien der Leidenswerkzeuge mit der eisernen Krone übersteigt alles auch an äußerer Pracht. Und dann erst die Kirche in Monza, welche dieselbe Theodelinde erbaute. — O hier ist es schön!“

Im folgenden Briefe vom 11. September erwähnt er der ausgezeichneten Bischöfe Italiens: „Ich habe hier Bischöfe nach dem Herzen Gottes kennen gelernt. Der Patriarch von Benedig ist ganz vortrefflich, jener von Verona ausgezeichnet, eben so von Como, Pavia, Udine. Die Krönung, fährt er fort, ist ganz nach Wunsch ausgefallen, ja hat alle Erwartungen befriedigt. Se. Majestät waren sehr gesund und heiter und sind es noch. Die vielen, wahrlich sehr vielen Anstrengungen haben demselben nicht nur nicht geschadet, sondern seine Freude erhöht und so hoffe ich, daß diese Reise zu dessen Gesundheit sehr viel beitragen wird. Der Enthusiasmus war und ist außerordentlich, und die

Art, wie er sich äußert, läßt, wie alle Kenner dieser Stadt bethuern, hoffen, daß Alles vom Herzen geht. Auch das thut Gott für seinen Kaiser!" Welche zärtliche Sorge und Welch' ungeschminkte Liebe zu ihm leuchtet aus diesen Worten hervor. „Die Zeit," fährt er fort, „vergeht mir sehr schnell, obschon an eigentliche Arbeit nicht zu denken ist. Aber auch an sogenannten Unterhaltungen nehme ich keinen Anteil, obschon ich überall geladen bin. Ein Mal war ich im Theater; ich habe das prächtige Haus gesehen! Punctum. Ich war froh wieder zu Hause zu seyn. Ich hatte eine Loge mit F. — und G. E. nahm ich mit, denn ich hatte so wenig wie F. — gewußt, wie man in's Theater den Schritt setzt." Dieses Geständniß ist ehrenvoll für Pleß, denn in der Regel spielt der Geistliche im Theater eine erbärmliche Rolle, sowohl gegenüber der Scene als den Zuschauern.

„Gestern," so berichtet der Brief weiter, „besuchte ich das obere Gebäude des Domes. Was ist das für ein Genüß! Ich verweilte über drei Stunden oben, sah den Mont blanc, Monte Rosa und Simplon; Monza, Pavia, Bergamo und die ganze Brianza lagen vor mir. — Die Kirche und der Ritus Ambrosianus beschäftigen mich am meisten. — Ich war über 5 Stunden in der Brera, habe die Kunst und Industrie-Ausstellung bis in's Kleinste gesehen. Landschaften und Bilder aus dem Leben mahlen diese neuen Mahler prachtvoll, aber die religiöse Begeisterung! — die ist wohl vielen abhanden gekommen. Ich sah Schornsteinfeger zum Sprechen, aber h. Theresien und Madonnen zum Weinen. Der Abstand ist um so größer, als die Kunstausstellung in den gewöhnlichen Sälen der Brera statt findet, wo an den Wänden die Bilder der alten Schulen, eines Raphael u. s. w. hängen. Das ist ein Abstand! — Aber die alten Fresken in der Kirche S. Vittore della grazia, Passiano, o mein Gott, wie ist das schön! Ich sah auch das berühmte Abendmahl von Leo-

nardo da Vinzi. Bald wird es ganz zu Grunde gegangen seyn, die Franzosen gebrauchten ja das Refectorium zu einem Stalle! — Alles ist in lateinischer Sprache! Mich wundert, wie die Frauen das Latein im Rosenfranze sowohl als in den Hymnen so gut aussprechen. Die Litanien, welche das Volk abwechselnd mit dem Priester singt, gefallen mir noch am besten. Orgeln gibt es hier vortreffliche, auch in den kleinsten Kirchen und wirkliche Virtuosen, welche die Orgel zu behandeln wissen; fallen aber oft in's Profane."

Nur noch etwas aus Venedig vom 26. September: „Ich schreibe Ihnen aus der Wunderstadt. Damit habe ich Alles gesagt. Wie preise ich Gott, der mich so Vieles hat sehen und hören lassen! Nahrung für den Geist bekommt man wahrlich, wenn man zu beobachten versteht. Ich preise das Meer und in dem Meere Gott in seiner Herrlichkeit. Wie diese Segel und Wimpel lustig flattern und wie sich's da so ruhig dahinfährt auf dem klaren Spiegel der Wässer! Ich habe es gestern durch fünf Stunden erfahren und habe diese Inseln besucht mit ihren Kirchen und Klöstern! S. Lazaro mit seinen Platanen und Cypressen und seinen Oleandern, groß wie unsere Bäume, und das herrliche Stift der Mechitaristen mit seinen Gelehrten und der erlesenen Bibliothek vergesse ich nimmermehr. Ist das doch eine Aussicht nach der Meeresstadt, wie sie außer Konstantinopel nicht viel herrlicher seyn kann! — An Kirchen aber übertrifft Venedig vielleicht alle Städte der Welt, jede ist ein Museum; Titiane und Tindorolte und wie die anderen bis auf Palma und Bellini alle heißen, geben einander die Hand. Heute habe ich in einer Privatsammlung 22 Titiane auf ein Mal gesehen. Hier muß man ja Mahler und Dichter werden wider Willen! Genug aber hievon, denn ich bin müde, über alles das Sehen, und Hören.“

Wir sehen aus diesen Briefen, daß ihn nichts so sehr

ansprach, und er nichts so sehr bemerkungswert fand, als das, was gerade in das kirchliche Gebiet einschlug, so empfänglich er auch sonst für die Schönheiten der Natur und Kunst sich zeigte. Er hatte sich eingeschifft in den Nachen der Kirche, und sah nur hin auf jene Wellen, die an diesen Bord anschlugen, die Fahrt förderten oder gefährdeten, und darum war er auch kein Freund des Politizirrens, so sehr man es auch bei seiner Stellung glauben möchte, und bekümmerte sich um die Zeitbewegungen nur in so ferne, als er sie als gebildeter Mann nicht ignoriren konnte oder in sofern sie die Kirche betrafen. So saß er einmal, nachdem er jemand im stürmischen Jahre 1831 eine Zeitungsneuigkeit mitgetheilt hatte, hinzu: „Lassen wir aber das und suchen wir alle recht fromm und gut zu seyn; dann, berühren die Stürme das Neuherrn nur und auch das wird Gott zum Guten wenden! Amen.“ — Diese Neuherierung beschämt die großen klerikalischen Politiker in Städten und Märkten, deren süßes Läbſal die allgemeine Zeitung ist, während die theologischen und kirchlichen Sachen sie gleichgültig lassen. Ist's da ein Wunder, wenn ihre Ansichten, Jahre lang, mit derselben Kost großgefüttert, in's Schieße gehen? Denn die Allgemeine ist keine katholische Zeitung.

Der christlich gesinnte Mann erprobt sich am besten in den Tagen der Gefahr; er behält auch da seine Ruhe und Gelassenheit; denn er steht in Gottes Hand. Und in sofern sind die Neuherierungen des Seligen zur Zeit der Cholera 1831 beachtungswert und dienen zur näheren Bezeichnung seines Charakters, so wie sie auch ein Licht auf die damalige Stimmung der Hauptstadt werfen. „Was die Zeiten betrifft,“ schreibt er, am 19. Juli, „so sind sie bitter und wir haben alle Ursache auf die Hauptſache zu denken. Das Nebel ist nun auch in Pesth ausgebrochen. Ich kann kaum glauben, daß wir verschont bleiben. Doch Gott beföhlen! Wacht und betet, so spricht der Herr.“

Als man durch öffentliche Bittgänge Hilfe vom Himmel erflehte, berichtet er: „Ich kann Ihnen nicht schreiben, wie zahlreich und erbauend die Prozessionen waren. Vielleicht, daß uns Gott doch verschont um des Glaubens willen, der noch herrscht. Es geschehe sein Wille!“

Der Verfasser muß hier im Einverständnisse mit dem seligen Plez bezüglich des oben ausgesprochenen Lobes zu erkennen geben, und gestehen, daß in der Residenz neben dem allerdings schauerlichen Unglauben und einer raffinirten Sittenlosigkeit doch und dies insbesondere in den höchsten Ständen und am Hofe des Monarchen selbst ein inniger, tiefer und lebendiger Glaube herrscht und es dortheiligmäßige Seelen gibt, durch deren Gebet, wie durch Moses Rufen die Strafgerichte Gottes über unser Vaterland aufgehalten und gemildert werden.

Die Schreckenstage für Wien waren in der Mitte Septembers desselben Jahres. Hierüber schreibt Plez an Jemand auf dem Lande: „Ich hoffe, daß Sie und Alle gesund sind. Wir sind es auch, Gott sey gelobt, bisher. Aber es geht recht übel in der Stadt und noch dazu, was gegen die bisherige Erfahrung ist, unter den sogenannten besseren Leuten. Gott sey Allen gnädig! Einzelnes kann ich Ihnen nicht schreiben, weil man nur zu sehr angelogen wird. So viel ist gewiß, daß in der Stephanuskirche in der Nacht vom 14. auf den 15. dreizehn Verstergänge waren, gestern am Tage 17, heute Nacht jedoch nur 2. Gestern war es besonders am Kohlmarkt arg. So weit hatte ich geschrieben, als ich leider die Nachricht erhielt, daß die Gemahlin des obersten Kanzlers verschieden sey, eben so Baron St. — auch Baron W. — und Doktor R. — Hofrat M. — und einige Magistratsräthe: „Nun Gott sey bei uns, ich bin ruhig und Gott ergeben, es ist aber eine bittere Zeit. Ich gebrauche jene Vorsichten, die der vernünftige Mensch anwendet; das ist auch Pflicht.“ Tags darauf berichtet er ferner, daß gerade

kein besonderes Steigen der Krankheit eingetreten sey, daß er selbst ruhig und Gott ergeben ist und arbeite.

Er bemerkte, daß Schönbrunn, wo damals der aller-höchste Hof sich aufhielt, nicht streng abgesperrt sey, welcher Muth gewiß für die damalige Zeit, da man noch an die Contagiosität der Cholera glaubte, aller Anerkennung werth war, um somehr, da man wußte, daß dies deshalb geschehe, um den Bewohnern mehr Zutrauen einzuflößen. Eine merkwürdige Erscheinung war ferner, so wie in Wien, so auch an anderen Orten, wo die Cholera hanste, daß höchst selten ein Seelsorger davon ergriffen wurde. Nach 3 Tagen schrieb Pleß wieder und da hatte sich das Uebel bedeutend gesteigert, und er machte die Bemerkung: „Rum, wir stehen in Gottes Hand! Nebereinstimmend spricht man gegen die Contagiosität. Wer weiß es?“

Wir sehen hieraus, daß Pleß in allen Lagen eine richtige Haltung behauptete und sich überall auf einen religiösen Standpunkt stellte, aus dem er die Ereignisse des Tages auffaßte, erkannte und richtig beurtheilte.

Und zum Schluße müssen wir noch erwähnen, was uns bei so vielen und großen Vorzügen des Mannes gar nicht Wunder nehmen darf — er war überall, selbst höchsten Ortes als Rathgeber, Beichtvater und Religionslehrer gesucht und innig verehrt, welche Verehrung die recht fromme kaiserliche Familie dadurch zu erkennen gab, daß Höchstselbe erlaubte, die Leiche des Seligen in der Hofburgkirche und zwar in Höchstührer Gegenwart auszustellen und auszusegnen, eine Ehre, die in der Regel nur den Mitgliedern des höchsten Hofs gebührt. Er hat diese Ehre nicht gesucht, so wenig als Andere, wofür wir seine eigenen Worte angeführt haben zum Zeugniß, aber die Ehre suchte ihn, und er war es werth, daß sie ihn suchte. Mehr als Ehren und Würden, die für ihn gar oft auch schwere Bürden waren, war der gute Klang, den sein Name in Oesterreichs Gauen hatte, war das allge-

meine Bedauern und Erschrecken unter dem jüngeren und älteren Klerus, als die Nachricht seines plötzlichen Todes erscholl.

Und damit schließen wir die Zeichnung unseres Bildes; Plez erscheint als ein wahrer Sohn seiner Kirche, als ein gelehrter, unendlich thätiger, höchst liebenswürdiger und freundlicher Mann — eine Zierde der Priester Österreichs, der sein Leben und seine Kraft für Kirche, Wissenschaft und Menschheit opferte, und mitten auf dem Kampf-
platze als ein edler Krieger dahinsank, als ein Mann, werth der Erinnerung bis in die fernen Jahre hinaus. Mögen diese Zeilen das ihrige dazu beitragen, deren Verfasser gleich vielen anderen an seinem Sarge stehend sprechen konnte: „Ach sie haben einen guten Mann begraben und mir war er mehr. Ruhe sanft!“

Dich lohnt dort Gott, und sein Engel hat Dir den Friedenskranz, den wohlverdienten, um die müden Schläfe gewunden! Doch auch dort ruhst Du nicht! Nein, mit theilnehmender Liebe, Freude und Sorgfalt stehst Du hernieder auf Dein Vaterland, auf seine Priester, auf die streitende Kirche, und hebst die flehenden Hände empor zum Vater des ewigen Lichtes um ihr Gedeihen und ihr Heil!

Dr. J. B. Schiedermayr.